

Gabriele Strehle
Ob ich das schaffe

Gabriele Strehle

Ob ich das schaffe

Der andere Weg zum Erfolg

Text: Eva Gesine Baur

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart • München

INHALT

Für Gerd

9 Vorwarnung

13 Kindheit

15 Weshalb es wunderbar ist, kein Wunderkind zu sein

19 Warum es ein Vorteil ist, überempfindlich zu sein

24 Wie Spätzle qualitätsbewusst machen

29 Was Hautgummi-Annähen für die Entwicklung bringt

32 Wie ein Leben (fast) ohne Urlaub Spaß macht

37 Das kreative Zweifeln

42 Was es bringt, nicht wortgewandt zu sein

45 Warum Heimweh ein gutes Gefühl ist

48 Wie man sich Heimaten baut

52 Warum es befreit, kein Vermögen zu haben

58 Was an manchen Schönheitsfehlern schön ist

61 Warum unerfüllte Wünsche oft die besten sind

65 Das lustvolle Kämpfen

65 Warum es befreit, unterschätzt zu werden

69 Was es bringt, nicht von sich überzeugt zu sein

72 Wie Peinlichkeiten erfreulich werden

75 Wann bleiben besser ist als gehen

78 Warum Streiten Erfolg beschert

81 Weshalb Verlust Gewinn sein kann
87 Was Zweifel besiegen kann

93 Die belebenden Ängste

93 Warum auch schlimme Träume gut sind
96 Wie sich mit Stress besser leben lässt
132 Warum ich Scheuklappen trage
137 Wie Missgunst einen bestätigen kann
142 Was Märchen helfen
150 Warum gute Köche ein Erfolgsrezept haben

155 Das inspirierende Chaos

155 Warum es hilft, sich hilflos zu fühlen
159 Weshalb Kinder stören sollen
163 Warum es aufbaut, eine Wahlfamilie zu haben

167 Das komplizierte Vereinfachen

167 Wie eine Klassefrau zum ästhetischen Risiko
werden kann
171 Warum Details erst Stil ausmachen
176 Weshalb Brüche zum Stil gehören
179 Weshalb Fehler Sympathien beschern können

183 Die lebensnotwendigen Macken

183 Weshalb man sich mal unbeliebt machen darf
190 Warum es ein großer Vorteil sein kann, auf
Kleinigkeiten herumzureiten

194 Wann seltsames Verhalten erlaubt ist
199 Warum Instinktsichere oft uncharmant wirken

205 Entwarnung

205 Warum mein Kreis meine Mitte ist

211 Mein sinnliches Alphabet

221 Bildnachweis

VORWARNUNG

Lieben Sie perfekte Stars? Und wollen Sie selbst einer werden?

Suchen Sie einen Back-Stage-Bericht, wie man als Frau in der Mode erfolgreich wird? Oder brauchen Sie Geheimtipps für eine steile Karriere?

Dann legen Sie dieses Buch bitte sofort zur Seite.

Dieses Buch sagt keinem, wie Erfolg geht – schon weil ich das gar nicht zu sagen wüsste. Es liefert weder Gebrauchsanweisungen noch Rezepte.

Dieses Buch ist auch kein Sachbuch über Mode und Modedesign, wie es von einer Frau in meinem Beruf zu erwarten wäre.

Dieses Buch ist nicht einmal eine richtige Autobiographie, weil mein Leben sensationell sensationslos ist. Fragt sich natürlich jeder vernünftige Mensch: Ja warum schreibt sie denn dann ein Buch?

Einfach deswegen, weil ich gebeten wurde. Nein, nicht vom Verlag, von jungen Leuten und von solchen, die nicht mehr ganz jung sind und eins gemeinsam haben: Sie merken, dass sie nicht gebaut sind für die heute übliche Art, Karriere zu machen. Zu langsam, zu gründlich, zu still, zu verletzbar, zu dünnhäutig, nicht gut in der Schule, zu wenig diplomatisch, zu wenig anpassungsfähig an das, was gerade angesagt ist, oder zu wenig eloquent.

Das Buch hier ist also ein Ermunterungsbuch für Spätzünder, für leise Begabungen, für Leute, die aus Rüh-

rung sofort heulen, und für Menschen, die besser denken als reden. Für alle, die sich nicht verkaufen können, aber gerne ihre Ideen vermitteln wollen. Und für alle, die Angst haben, es sei schon zu spät, um richtig anzufangen, weil sie nicht mehr zwanzig sind.

Ich versuche nur an meinem so gar nicht glamourösen Beispiel zu zeigen: Das, was sich Erfolg nennt, ist nicht nur auf der so gern als Ideal dargestellten Autobahn zu erreichen, also nicht nur auf dem direkten Weg von A nach B und in Höchstgeschwindigkeit. Sondern auch auf einem Feldweg, auf dem Stolpersteine liegen, auf dem es Schlaglöcher gibt, staubt oder matscht, je nach Wetterlage, und auf dem das Weiterkommen deutlich länger braucht. Trotzdem bietet der mühsame Feldweg viele Vorteile. Und darüber kann ich reden.

Die Autobahn zum Erfolg verengt den Blick. Nicht nur weil die Natur weitgehend ausgeblendet wird, auch weil die mehrspurige Schnellstrecke zu einer unproduktiven Beschränkung zwingt. Die Gefährlichkeit der Lage verbietet es, den Blick schweifen oder gar auf etwas ruhen zu lassen. Karrieristen rasen dahin, im Vollgefühl der Effizienz: was sich nicht lohnt, was sich nicht auszahlt, was Zeit kostet oder Aufmerksamkeit, wird einfach nicht wahrgenommen. Sie merken nicht, wie ihre Interessen außerhalb des Jobs verkümmern, wie ihre Freunde zu kurz kommen, der Partner oder die ganze Familie vertrocknen.

Der Feldweg weitert den Blick, indem er ihn ablenkt. Und damit oft auf das Wesentliche lenkt. Der Blick darf sich verlieren, wie derjenige, der auf dem Feldweg geht, sich in Gedanken verlieren darf. Natürlich stört es auf

dem Weg zum Erfolg, ein Kind zu kriegen, natürlich stiehlt es Energie und Zeit, für Freunde zu kochen, natürlich bringt es ab vom Job, sich mit Dingen zu beschäftigen, die gar nichts damit zu tun haben, natürlich bringt es kein Geld, Träumen nachzuhängen. Aber gerade von da kommen dann die wesentlichen Anregungen.

Die Autobahn macht aggressiv, denn jeder fühlt sich dort herausgefordert, bedrängt, beengt und von Konkurrenten gejagt. Es entsteht eine Kampfsituation, in die auch diejenigen hineingezogen werden, die ganz friedlich langsam und gleichmäßig ihr Ziel gehen wollen.

Der Feldweg macht defensiv. Denn er ist unberechenbar. Er fordert eine Aufmerksamkeit, die dem Wanderer mitteilt, dass nicht er die Vorgaben macht, sondern die Natur, die Umstände, die Witterung.

Auf der Autobahn gibt es selten kleine Unfälle, vor allem, wenn sie sich bei hohem Tempo ereignen. Schwere Verletzungen sind das Übliche – und oft erwischt es den am heftigsten, der gar nicht Unfallverursacher ist. Genau so passiert es oft den Hochgeschwindigkeitskarrieristen.

Auf dem Feldweg kann auch etwas Unvorhergesehenes passieren, selten aber geschieht etwas Katastrophales. Und fast immer – von herabstürzenden Ästen abgesehen – muss der Wanderer an dem Zwischenfall sich selbst die Schuld geben, weil er unachtsam war.

Das Angenehme auf dem Feldweg: man ist weitgehend unbeobachtet.

Wer dort geht, macht seinen Weg deswegen sehr viel ruhiger. Wird weniger angefeindet und beneidet, weil die meisten ihn nicht wahrnehmen.

Erst wenn er angelangt ist an einem bestimmten Etap-

penziel, sagen die anderen: »Hoppla, wo kommt der denn auf einmal her?«

Viele Menschen, die mich von früher her kannten, haben sich verblüfft die Augen gerieben, als dort, wo allgemein die Spitze vermutet wird, plötzlich die Gabriele stand, die doch eigentlich gar nichts so gemacht hatte, wie man es machen muss, um dorthin zu gelangen. Und von der gar nicht viel zu hören und zu sehen war.

Ich bin nicht behelligt worden und kaum beföhdet, weil kaum einer bemerkt hat, wo ich da vor mich hingewandert bin.

Das klingt jetzt fast so, als sei ich jemand, der sich ganz klar eine Lebensphilosophie zurechtgelegt hat und konsequent danach lebt.

Das wäre sehr überlegen, trifft aber leider nicht zu.

Bei mir ergab sich die Entscheidung für den Feldweg an Stelle der Autobahn, weil ich auf der Autobahn gar nicht mitgekommen wäre. Ich kannte einfach die Regeln nicht, die dafür gelten. Anders gesagt: Ich war und bin ein Mensch, der in jeder Hinsicht langsam ist, außer in manueller. Ich bin ein Spätzünder gewesen, körperlich und seelisch. Wenn Witze erzählt werden, lache ich nie als Erste, ich bin nicht schlagfertig, lese im Viertel Tempo meines Mannes, schließe auch nicht schnell Bekanntschaften oder gar Freundschaften. Mir wäre es auf der Autobahn zum Erfolg gegangen wie jemand, der dort Dreirad fährt.

Das Buch soll also nur eins: allen, die wie ich ungeeignet sind für die Autobahn-Karriere, sagen, dass das kein Mangel ist, sondern eine Chance. Die Chance, Abschied zu nehmen von der Geraden.

KINDHEIT

Eine Frau, perfekt gestylt vom gegelten Haar bis zu den schwarzen Pumps mit dem derzeit angesagten Absatz, geht in eine Ausstellung im Münchner Stadtmuseum. Eine Ausstellung über die Meisterschule für Mode. Der Direktor der Schule, grade selbst hier zu Gast, erinnert sich, sie von irgendwoher zu kennen. Vielleicht von der Schule?

Er bleibt vor demselben Exponat stehen wie sie und lässt einen Versuchsballon los. »Leider haben wir hier nichts von Gabriele Strehle«, sagt er. »Dabei ist sie die Einzige aus unserer Schule«, sagt er, »die wirklich berühmt geworden ist.«

»Ach ja?«, sagt die perfekt gestylte Dame.

Neben den beiden steht eine Frau in schwarzen Leggings, einem schwarzen Pullover und Turnschuhen. Grauhaarig, ungeschminkt, ungestylt. Sie hält sich die Hand vor den Mund, damit man ihr Grinsen nicht sieht. Dann geht sie rüber zu Sport-Scheck, Jogging-Sachen einkaufen. Und als dort die Frau an der Kasse sagt: »Wissen Sie was? Sie sehen dieser Gabriele Strehle unglaublich ähnlich«, da sagt sie gefasst: »Echt?«. Erst auf der Straße lacht sie.

Ich habe mich an vieles gewöhnt. An die Tatsache, dass es eine Illusion bleibt, irgendwann mal weniger zu arbeiten. An die Tatsache, dass Familie ein Synonym für Chaos ist. An die Tatsache, dass ich mit jedem Jahr ein paar Falten mehr bekomme. Und daran, dass älter werden eine ziemlich harte Übung ist. Ich habe mich sogar daran

gewöhnt, Fragebögen zu beantworten und in völlig erschöpftem Zustand noch halbwegs freundlich Interviews zu geben. Nur an eines nicht: dass ich in irgendeiner Weise prominent bin. Denn das passt einfach nicht zu mir. Noch schlechter passt es zu mir zu schreiben. Und am allerschlechtesten passt es zu mir, über mich ein ganzes Buch zu schreiben. »Was willst du denn in so einem Buch erfahren?«, habe ich auf dem Geburtstagsfest meiner physischen Muse, besser bekannt als Heilpraktiker, dessen Tochter Maria gefragt. »Na ja, das ist doch logisch: wie du so erfolgreich geworden bist.«

Maria war in der Schule das konsequente Gegenteil von einem Streber und hat auch sonst bei allem Charme die Belastbarkeit der elterlichen Sorge gründlich getestet. Jetzt will sie ins Modegeschäft. Textildesign oder so etwas.

»Ich habe da leider kein Rezept dafür«, habe ich ihr geantwortet.

»Ja aber warst du denn nicht schon immer was Besonderes?«

»Nein«, habe ich gesagt. »Ich war immer etwas ganz Normales, und mein Leben war immer ganz gewöhnlich. Ungewöhnlich ist an mir nur meine Beharrlichkeit.«

Und da strahlte sie und sagte: »Darüber würd' ich gern was lesen.«

Weshalb es wunderbar ist,
kein Wunderkind zu sein

»Was«, fragt eine Freundin, »war denn dein größtes Erfolgserlebnis als Kind?«

Gabriele brütet. Plötzlich geht ein erlösendes Lächeln über ihr Gesicht. »Ich habe vor lauter Spielen eine Zeitlang einfach den Weg zum Klo nicht schnell genug geschafft. Ich hab mich schrecklich dafür geniert – trotzdem ist es immer wieder passiert. Und dann hab' ich dran gedacht, dass ich ja eine würdige Klosterschwester wie die Großtante werden wollte und denen so etwas nicht passieren darf, weil es sonst nichts ist mit der Würde. Auf einmal hab' ich es geschafft.«

Bei mir war der Start weder tragisch noch dramatisch, sondern richtig banal. So gesehen ist es gut, dass ich keinen PR-Manager habe, den das verzweifeln ließe. Ich bin nämlich auch noch glücklich drüber, dass meine Kindheit so durchschnittlich war. Und bin froh, sie nicht zu etwas Besonderem zurechtlügen zu müssen. Gut, es ist mühsam, als Designerin bekannt zu werden. Aber es dann zu sein, ist viel leichter als für einen bekannten Film- oder Popstar. Ganz zu schweigen von einer Geigerin, Pianistin oder Tänzerin. Denn von einer Designerin erwartet wenigstens keiner, dass sie schon als Wunderkind angefangen hat. Bei musisch Hochbegabten oder auch bei Ausnahmehirnen in Mathematik oder Physik werden die Elternhäuser gestürmt und mit der ungeheuer originellen Frage bedrängt: Wann hat sich denn die Begabung bei Ihrem Kind gezeigt?

Und meistens ist es wirklich so: Solche Genies konnten schon mit sechs die Teufelstrillersonate auf der Geige spielen oder den Mephistowalzer auf dem Klavier, haben im Vorschulalter schneller gerechnet als jeder Taschenrechner oder konnten zumindest mit vier bereits perfekt lesen oder auf Spitzen tanzen. Und Babyrekorde kommen gut an – egal, ob das Kind dabei gelitten hat oder nicht.

Die meisten Eltern träumen davon, so ein Wunderkind zu bekommen, und viele Menschen hängen im Erwachsenenalter noch der entgangenen Chance nach, eins gewesen zu sein. »Wenn ich so gefördert worden wäre wie der Mozart«, höre ich oft, »dann wäre aus mir auch etwas Großes geworden.« Nur weil die Förderung fehlte, hat derjenige es dann nicht weiter als bis zum Abteilungsleiter im Elektrogroßhandel gebracht – behauptet jedenfalls er selbst. »Schicksal«, heißt es, aufseufzend, achselzuckend.

Es ist gar nicht so schwierig, sein Leben als eine einzige Abfolge verpasster Chancen zu sehen. Wenn jemand diese Kunst beherrscht, heißen seine zentralen Wörter ›wäre‹ oder ›hätte‹. Das Praktische an dieser Sicht der Dinge ist, dass immer die anderen oder die Umstände schuld sind an der eigenen Erfolglosigkeit. Das Unpraktische ist, dass diese Sicht der Dinge dem Erfolg so zuträglich ist wie Stacheldrahtzäune dem Vorwärtkommen.

Alles lässt sich im Nachhinein als Hindernis oder Erschwernis deuten.

Eltern mit zu wenig Ehrgeiz? Schlimm. Eltern mit zu viel Ehrgeiz? Noch schlimmer, denn sein Ruf ist miserabel. Niemand bekennt sich freiwillig zu ihm, nicht einmal

diejenigen, die damit reich ausgestattet und mit diesem Antrieb nach oben gekommen sind. Vielleicht hängt das in Deutschland mit seiner Bezeichnung zusammen. Ich finde auch, dass Ehrgeiz übel klingt. Das französische *ambition* oder das italienische *ambizione* hören sich da entschieden angenehmer an. Allerdings gibt es auch bei den Franzosen einen Ausdruck für den Ehrgeiz, der für die meisten Menschen unsympathisch klingt: *désir de vaincre* – zu Deutsch: der Wunsch zu übertreffen. Und ich frage mich oft: Ist dieser Wunsch denn so sträflich? Manche Psychologen behaupten, der sei in jedem Menschen angelegt, es sei so überflüssig, einem Kind Ehrgeiz anzuerziehen wie einem Fisch einen Schwimmkurs zu verpassen. Wenn ich heute Biographien von Stars, gerade von Film- oder Popstars, lese, begegne ich immer wieder denselben und, ich befürchte, meistens wahren Geschichten. Der Anfang war hart, oft waren die Eltern gefühllos, drogensüchtig oder alkoholabhängig. Oder aber sie waren von einem versengenden Ehrgeiz getrieben, aus dem Kleinen etwas Großes zu machen, Eislaufmütter oder -väter. Im einen Fall kam also der Wunsch, die anderen zu übertreffen, um so den Makel der Herkunft auszugleichen, vom Kind – Erfolg als Flucht. Im anderen Fall kam er von den Eltern. Die selber nennen das dann natürlich ›Förderung‹. Zeigt das Kind ungewöhnliche Talente, behaupten die Eltern auch gern, das sei vererbt, wenngleich bei ihnen das Ganze nicht zum Ausbruch gekommen sei. Nicht gefördert. Schicksal.

Ich bekenne: Meine Kindheit war absolut katastrophfrei. Mehr noch: wohl behütet und glücklich. Eine ganz normale Geschichte. Der Ehrgeiz meiner Mutter –

mein Vater hatte davon offen gestanden weniger – war menschlich dosiert und hat durchaus das Richtige bewirkt. Nur nicht bei mir.

Ich hatte zwei ältere Geschwister, die konnte man schon etwas Besonderes nennen in einem Umfeld wie unserem, dem Allgäudorf Hawangen bei Memmingen. Und auch in unserer Familie: der Vater Molkereichef, die Mutter gelernte Kindergärtnerin. Mein älterer Bruder Martin war fast ein mathematisches Genie und verrechnete sich manchmal auf so hohem Niveau, dass er dafür eine Eins bekam. Und meiner Schwester Lisa fiel jede Art von Lernen leicht. Klavier, Lateinvokabeln, fade Balladen. Ich hingegen war nie ein Wunderkind, nur ein Verwunder-Kind. Wenn es wahr ist, was meine Geschwister erinnern, war ich von Anfang an nur anders – besorgniserregend anders, meistens. Irgendetwas stimmte nicht mit mir, ich war wie ein falscher Ton in der familiären Harmonie. Doch den hat keiner unterdrückt, verboten oder übertönt. Und heute weiß ich, dass jenseits von Chancen, Begabung und Förderung es jedem Kind gut tut, wenn es wie ich mit allen Absonderlichkeiten, Schwächen und Störungen eingebaut wird in den sozialen Klang daheim. Eine Dissonanz belebt die Musik, scheint es bei uns geheißen zu haben. Und die Dissonanz bringt Spannung ins harmonische Gebilde. Jedenfalls wurde ich von Anfang an als ein Wesen eingestuft, das man schonen müsse, und das war mir nur recht. Mutters Ehrgeiz – und sie besaß eine ordentliche Portion davon, hatte schließlich ihr Abitur gemacht und war nebenbei Schöffin – richtete sich auf Martin und Lisa, die vielversprechende Talente hatten.

Vielleicht hat auch sie wie fast alle Eltern ganz heimlich von einem Wunderkind geträumt. Die meisten Eltern haben ja welche, ohne es zu bemerken. Denn es ist wirklich so, dass Kinder im Vorschulalter sehr oft etwas Geniales besitzen, das später erst durch die Zwänge der Anpassung zerstört oder zumindest eingeebnet wird. Alle Kinder sind in gewisser Hinsicht Künstler. Von mir sind allerdings keine besonderen künstlerischen Vermächtnisse überliefert. Nur die übereinstimmenden Berichte, dass ich das war, was man in Bayern ein ›Verreckerl‹ nennt – ein Kind, bei dem sich die Eltern über jeden Tag wundern, den es übersteht, wächst und sich weiterentwickelt. Also eben diese Art Verwunder-Kind. Üblicherweise erzählen Eltern von ihrem Kind gerne Geschichten, in denen klar wird: unseres ist etwas Besonderes. Meine Eltern hatten, was mich anging, nie derartige Sensationen zu bieten. Bestenfalls solche aus dem Bereich der Sorge.

Warum es ein Vorteil ist,
überempfindlich zu sein

Das Hotel ist so perfekt, dass es Angst macht. Ein Mensch stört beinahe in dieser kühlen Vollendung. Aber Peter Schmidt, Designer, liebt es und hält es in keinem anderen Hotel hier in London mehr aus. Also kommen auch seine beiden Geschäftspartner aus Nördlingen hierher, denen das Haus eigentlich viel zu teuer erscheint. Mit Peter Schmidts Mitarbeiter sitzen sie nun im Hempel's und debattieren. Es geht um die Entwicklung eines Designer-

dufts. Aber er soll nicht nach Peter Schmidt heißen, sondern nach der Frau aus Nördlingen, Gabriele Strehle. Doch Peter Schmidt soll die Linie, die Flakons, die Verpackung entwerfen. Um klar zu machen, wie er das ganze Vorhaben sieht, erzählt er zuerst einmal, wie er Gabriele Strehle sieht. Es klingt positiv, sehr positiv. Balsam für die Ohren. Doch die Ohren, in die er gehen sollte, sind nebst zugehöriger Frau schlagartig verschwunden. Auf die Toilette? Nein, Zum Fenster raus? Nein. Tapetentüren gibt es nicht. Ihr Ehemann findet sie. Sie hat sich unter den Tisch verkrochen. Denn ihr ist schlecht. Ihr wird immer schlecht, wenn jemand zu viel Gutes über sie sagt. Weil es nur zwei Möglichkeiten gibt; es zu glauben, dann geht's ihr ans Herz. Oder es nicht zu glauben, dann schlägt es ihr auf den Magen.

Kaum war ich auf der Welt, zerkratzte ich mir derart das Gesicht, dass ich sofort mit weißen Baumwollhandschuhen ausgestattet wurde. Ich war, wie meine Mutter das liebevoll ausdrückte, »überempfindlich«.

Das heißt, dass ich auf alles, was für mein Empfinden zuviel war, allergisch reagiert habe im übertragenen Sinn – mit einer Abstoßungsreaktion. Und das wurde nicht verdammt, verpönt, schlecht gemacht, es wurde aber auch nicht übertrieben berücksichtigt. Es wurde angenommen. Ich musste zwar einsehen, dass ich mit meinem Anderssein nichts erpressen konnte, dass ich damit kein Druckmittel in der Hand hatte, doch ich habe auch gespürt, dass ich trotzdem dazugehörte: Auf eine unauffällige Art wurde Rücksicht darauf genommen, dass ich weniger belastbar war. Mittlerweile bin ich davon überzeugt: Überempfindlichkeit ist oft die

Schattenseite dessen, was als Sensibilität geschätzt wird. Und Schattenseiten lassen sich von Sonnenseiten nicht trennen.

Umgekehrt gesagt: Menschen, die mehr spüren, sind auch verletzbarer. Damit zahlen sie für den Vorteil, intensiver zu fühlen, auf leise Reize zu reagieren, vieles zu registrieren, was andere gar nicht wahrnehmen. Dünnhäutig zu sein ist ein Problem *und* eine Chance. Anfangs war es für mich nur ein Problem. Das mit der Chance habe ich erst ziemlich spät begriffen. Genutzt aber habe ich es schon bald.

Meine Eltern haben, ohne sich dessen bewusst zu sein, jedes von uns vier Kindern – auch meinen jüngeren Bruder Alfons – anders erzogen und behandelt, ohne dass einer das als ungerecht empfunden hätte. Es gab keine stereotype Verteilung von Pflichten, was in meinem Fall besonders sinnvoll war, denn sonst hätte ich sehr viel Geld und Nerven gekostet. Beim Kochen musste oder durfte Lisa helfen – ich nicht. Ich war nur zum Abtrocknen zugelassen. Niemand hat mich daran gehindert, stundenlang mit meinen Puppen zu spielen. Es heißt ja, an den Spielen eines Kinds lasse sich erkennen, was es als Erwachsener mal zum Lebensinhalt macht. Es sah bei mir also nach vielfacher Mutter aus. Allerdings hat das Anziehen und Ausziehen der Puppen eine zentrale Rolle gespielt. Also doch ein Hinweis? Jedenfalls hat niemand versucht, mich zu größerem schulischem Fleiß anzustacheln und die Puppen als Kinderkram zur Seite zu legen. Meine Eltern haben es hingenommen, dass ich unter der Schule litt, und nicht versucht, sie mir schönzureden. Und ich habe mir geschworen, nie zu

vergessen, dass mein Glück mit dem ersten Schultag erloschen ist. Das lässt sich sogar auf Fotos erkennen: Obwohl ich dauernd krank war als Kind, sieht man ein breites Grinsen oder ein Lächeln und fröhliche Augen. Aber kaum war ich eingeschult, ist von dem Strahlen nichts mehr zu sehen, so, als hätte jemand das Licht ausgeknipst. Denn Schule war für mich gleichbedeutend mit Angst haben. Die große, schwere, schwarzhäarige Lehrerin empfand ich als monströs und bedrohlich. Noch immer steht sie als Schreckensbild vor mir – eine Frau, die nichts von einer Frau hatte. Die mich nie berührte, die nie lächelte und nie vergeben konnte. Ein Wesen, das nur befahl mit einer männlichen Stimme. Ihre Vorschriften haben mich bedrängt, weil ich sie nicht verstand. Und ich habe mich wahrscheinlich deswegen zu Hause immer mehr zurückgezogen in meine Kinderwelt. Man muss kein Oskar Matzerath sein – es gibt unauffälligere Methoden, sich dem Großwerden zu entziehen. Aber erst spät habe ich, so absurd es klingt, einige Parallelen zwischen Oskar, dem Gnom, und mir entdeckt: seine Hellhörigkeit, die zum Hindernis wird, seine Hartnäckigkeit, die Wirklichkeit zu ertrommeln, seine Fähigkeit, Glas zu zersingen: Alles ging über das Ohr, das Gehörte, den Klang, den Ton. Bei mir ging alles über die Haut und das sollte so bleiben. Nein, ich bin weit entfernt davon gewesen, wie Oskar hellseherisch zu sein, trotzdem spüre ich im Nachhinein eine Ähnlichkeit in der Beharrlichkeit, für die man für die Umwelt zum Sonderling wird. Anders als im Film endet ja der Oskar von Günther Grass in der Irrenanstalt. Irre bin ich nur deswegen nicht geworden an der Welt, weil ich nicht wie

Oskar in einer Welt der Lüge und des Blendwerks groß geworden bin, sondern in einer friedlichen, verständnisvollen, aufrichtigen. Doch geflohen bin ich auch vor all dem, was Erwachsensein bedeutete. Meine Welt waren und blieben die Puppen. Ich habe sie gebadet und gewickelt, gefüttert und angezogen. Die Garderobe der Puppen hatte für mich mehr Bedeutung als meine eigene, und nichts freute mich mehr als neue Kleider für die Schildkröt-Kinder. Ich erinnere mich genau, wie ich an einem Abend noch mal ins Wohnzimmer kam und meine Mutter an einem hellgelben Puppenjäckchen mit einem Muschelrelief häkelte. Sie hat böse reagiert, weil das Ganze eine Überraschung werden sollte, aber mich hat das damals erregt wie andere Kinder vielleicht, wenn sie das Geheimnis des Sex entdecken. Warum? Wenn ich heute darüber nachdenke, vermute ich, dass es die Offenbarung war: Diese Wunderwerke, die mich jeden Tag beschäftigt haben, kann ein Mensch selber herstellen, ein ganz normaler Mensch wie meine Mutter. Und sie beließ mich in dieser kindlichen Aura, in der ein Puppenjäckchen zu den aufregendsten Erlebnissen gehörte. Ein Kind lange Kind sein lassen ist ein Verhalten, das heute völlig außer Mode gekommen zu sein scheint. Mütter sind heute nebenberufliche Fuhrunternehmen, weil die Kleinen unbedingt schon mit vier ins Ballett, in den Geigen- oder Klavierunterricht oder zu den Tennisstunden gehen müssen. Ich durfte einfach verspielt und verträumt sein. Und habe wie viele dünnhäutige Kinder meine eigenen Inseln entdeckt. Inseln, auf denen ich einfach schauen, sogar glotzen durfte. Alles, was mit Nähen und anderen Handarbeiten zu tun hatte, hat auf mich

eine Magie ausgeübt, schon weil das etwas Ungefährliches, Friedliches besaß, was mich tröstete und beruhigte. Noch heute habe ich den Geruch von Stoffen aus der Kindheit in der Nase. Ich weiß genau wie es roch, wenn die Weißnäherin zu uns ins Haus kam – ein längst ausgestorbener Beruf – und Wäsche reparierte, Bettwäsche, Tischwäsche, Haushaltswäsche. Da wurde aus einem Leintuch, das immerhin noch ein Leinentuch war, aber durchgelegene Stellen hatte, ein Kopfkissen, und aus einem Tischtuch mit untilgbaren Flecken oder Löchern wurden ein paar Servietten. Die Weißnäherin war eine fette, hässliche Frau, aber fasziniert hat sie mich trotzdem. Ähnlich war es mit den zwei Schwestern, zwei unschönen alten Jungfern, die in einem Eckhaus in Otobeuren gewohnt haben und zu denen wir hingefahren sind, um unsere Kleider ändern zu lassen. Vor allem die von Lisa für mich, was ich nicht ausstehen konnte. Oft wurde da ein Stück völlig auseinander genommen und neu zusammengenäht. Und das hat sich genauso gelohnt wie das Reparieren der Bett- und Tischwäsche.

Wie Spätzle qualitätsbewusst machen

Florida, Sanibel Island. Draußen hat es angenehme 28 Grad. Alle liegen irgendwo am Meer, in diesem seidigen Sand, und genießen den Winter. Fast alle. Eine ist im Ferienhaus geblieben. Sie steht hinter herabgelassenen Jalousien und wischt sich ab und zu über die Stirn. Aber dann macht sie weiter. Ihr Mann weiß, was sie da treibt, aber hindern kann er sie nicht dran. Niemand kann sie

daran hindern. Sie will es, auch wenn andere es für absolut unmöglich halten, dass eine Frau wie sie so etwas tut. »Mir macht es hier eben sonst keiner recht«, hat sie erklärt. Als die anderen zurückkommen, hat sie die gesamte Leinenbettwäsche gebügelt. So, wie es diese Wäsche verdient.

Es gibt nur zwei Kategorien von Gegenständen auf der Welt: solche mit und solche ohne Qualität. Die mit erkennt man daran, dass sie gut altern und dass es sich lohnt, sie zu reparieren, zu pflegen, zu erhalten.

Mit Menschen ist es vermutlich ähnlich.

Bei uns hatte alles Qualität. Die handgestrickten Mützen und die hölzernen Fußböden, die emaillierten Kochtöpfe mit blauer Innenseite und die hausgemachten Maultaschen, die Kopfkissen aus echtem Leinen und die Stoffe, aus denen unsere Kleider waren. Das habe ich natürlich erst im Nachhinein umrissen, nicht als Kind. Damals war ich nur verdrossen, dass ich mich Lisa anpassen musste, dass ich etwas Getragenes noch mal tragen sollte. Sicher mit ein Grund dafür, dass ich später um Second-Hand-Läden immer einen weiten Bogen gemacht habe. Trotzdem hat sich dieses Erlebnis in meinem Unbewussten festgesetzt wie die Kletten an meinen Strümpfen, wenn ich auf dem Weg zur Kirche über die Wiese ging: Diese Näherinnen konnten aus einer alten Sache eine neue machen – ein magischer Vorgang. Und seine Grundvoraussetzung war, dass die alten Sachen gut waren.

Nein, vermögend waren wir nie, und Luxus gab es in keiner Hinsicht. Aber viele fanden, und das habe ich schon damals gespürt, dass bei uns gut gelebt wurde. Weil meine beiden Eltern eben das besaßen, was sich

Qualitätsbewusstsein nennt. Das Wort klingt unscharf, aber eigentlich ist es sehr genau. Es geht dabei zuerst einmal um die Beschaffenheit, um die Ehrlichkeit der Dinge, nicht um ihre Wirkung, nicht um den Effekt. Heute hat ja jeder, der irgendetwas verkaufen will, seine Philosophie. Bei uns hieß das nie so, aber es war das Gemeinsame von allem, was meine Mutter oder mein Vater machten – Tilsiter oder Apfelkuchen, Edamer oder handgestrickte Pullover –, dass sie besonderen Wert legten auf die Materialien, auf das Ausgangsprodukt, und nicht der Ansicht waren, man könne durch Tricks und Kniffe nachher darüber hinwegtäuschen, dass am Anfang gespart wurde, weniger an Geld als an Zeit. Die Küche war, obwohl ich wie gesagt, dort nur zu Handlangerdiensten zugelassen war, für mich der Ort der möglichen Wunder – und der möglichen Leiden. Das, was sich heute Convenience-Produkte nennt, gab es zur Zeit meiner wirtschaftswunderbaren Kindheit noch nicht, dafür aber Instantbrühen und Konserven, fertige Dressings und Mayonnaisen aus der Tube. Wer die Wonnen des Ketchup und der Dosenravioli liebte, wäre bei uns verhungert. Jede Konfitüre, jede Bratensauce, jeder Nudelteig für Maultaschen, jedes Spätzle, jeder Krapfen oder Strudel, sogar die Suppennudeln wurden von Grund auf selbst gemacht. Und wer uns etwas lieferte, hatte die strengen Anforderungen meiner Mutter zu erfüllen. Wenn es zu meinem Leidwesen ein-, zweimal im Jahr Kutteln süßsauer mit Rosinen gab – für die gesamte Verwandtschaft erstaunlicherweise ein Grund, von weiter anzureisen –, war der Metzger am Ort unter Stress, denn meine Mutter hat ihn sich gezogen und duldet nur

blütenweiße Kutteln. Manches, was sie gekocht hat, war für mich widerwärtig, gebannt hat es mich aber trotzdem, wenn sie so einen ganzen Kalbskopf liegen hatte, der zerlegt, akribisch geputzt und in eine Reine gepresst wurde und die Erwachsenen bei Tisch nachher vor Begeisterung die Augen verdreht haben. Den Entstehungsprozess zu beobachten, das besaß für mich überall etwas Geheimnisvolles. Auch in der Molkerei meines Vaters. Wenn morgens um vier unten, in den Wirtschaftsräumen, die Zentrifuge zu brummen anfang, dann waren die Gedanken im Halbschlaf dabei, und morgens, wenn es die frische Butter mit ihrem zarten Mandelaroma auf den Hefezopf meiner Mutter gab und dazu Honig vom Imker ein Dorf weiter, dann war das ein Erlebnis, das kein Kind kennt, wenn es mit Fertigprodukten groß wird. Natürlich sind wir wie alle Kinder fremdgegangen. Natürlich wollten wir das, was es bei uns nicht gab, trotzdem haben. Die billigsten weißen Semmeln vom Bäcker gegenüber, zum Beispiel, die meiner Mutter nicht ins Haus kamen, sie hat nur dunkles Brot dort gekauft. Und ich habe mir bei diesem Bäcker zum Entsetzen meines Vaters auch noch Schmelzkäseecken gekauft, weil der Geschmack des Verbotenen oder zumindest Verpönten jeden anderen übertönt hat. Lisa hat bei der Heißmangel, die unsere großen Wäscheteile bügelte, geholfen, weil sie dort ein Brot mit irgendeinem billigen Senf beschmiert bekam. Ohne uns das einzugestehen haben wir aber gemerkt, dass es mehr der Trotz war, der diese Ausflüge ins Reich der untersagten Dinge verklärt hat. Denn wir, unsere Nase, unser Gaumen, unsere Zunge, wussten, was wirklich gut war, und dieses Wissen sitzt

drin und ist nicht mehr wegzukriegen. Erziehung zur Qualität – das klingt zugegebenermaßen trocken und stur, aber ich denke, es ist kein Zufall, dass wir davon reden, auf den Geschmack von etwas zu kommen. Und ich finde es sehr bezeichnend, dass im Deutschen wie im Italienischen, Englischen, Französischen und wahrscheinlich noch in vielen anderen Sprachen das Wort für den Geschmack im Sinn des Schmeckens dasselbe ist wie das für ästhetisches Gespür. Der gute Geschmack ist nichts, was im Schnellverfahren hergestellt werden kann – gute Küche, gute Weine kosten Zeit. Und guter Geschmack kann ebenso wenig im Crashkurs gelernt werden – es kostet Zeit, ihn zu entwickeln, auszubilden, zu verfeinern. Und die Basis heißt in beiden Fällen: über die Zusammensetzung Bescheid wissen.

Ich vermute, dass sich bei mir eines festgesetzt hat – dieses Dabeisein, wenn etwas wurde und sich verwandelte. Wenn ich diesen alchimistischen Prozess miterlebte, aus gängigen oder oft gar nicht genießbaren Substanzen köstliche, kostbare zu bereiten. Klingt banal, aber seit ich gelesen habe, dass der Ernährungswissenschaftler Professor Dr. Volker Pudiel festgestellt hat, dass heute nur noch fünf Prozent der Deutschen Schokoladenpudding ohne Puddingpulver kochen können und dass 2030 in deutschen Küchen keine Rindsroulade mehr zubereitet werden wird, weil es keiner mehr kann, hat das für mich jede Banalität verloren. Etymologen lachen mich wahrscheinlich aus, aber ich höre mittlerweile das Wort ›Kostbarkeit‹ mit anderen Ohren: kosten nicht im Sinn der Unkosten, sondern im Sinn von bewusst schmecken, konzentriert wahrnehmen steckt für mich da drin. Auch

wenn oder vielleicht sogar gerade *weil* ich nur zusah, wenn meine Mutter Stunden zubrachte, um einen Hefezopf zu backen oder Dampfnudeln, die sie beim Bäcker gegenüber hätte kaufen können, wurde mir klar, dass Dinge, die kostbar sein sollen, eines verlangen: dass wir sie uns Zeit kosten lassen. Ich hatte auch die Chance dazu, das zu üben, weil ich ein Mängelexemplar war mit besonderer Begabung zu mehr oder weniger selbstverschuldeter Dauerlädiertheit. Dauernd war irgendetwas mit mir los und ich glaube, dass ich kaum einen Tag in meiner Kindheit ohne Verletzungen oder Infektionen, ohne Schrammen, Beulen, Husten, Halsweh, Fieber oder zumindest Kratzer, Stiche und Schwürfwunden vergehen ließ. Langweilig wurde es meinen Eltern jedenfalls bestimmt nicht mit mir. Und sie brachten mir ohne große Worte Geduld bei, Geduld mit mir, dem Gesundwerden, dem Geschickterwerden.

Was Hutgummi-Annähen für die Entwicklung bringt

Party in München. Die Hausherrin ist elegant, aber unpraktisch gekleidet: Sie trägt ein rückenfreies schwarzes Kleid – schön kühl beim Kochen im Hochsommer – und bodenlang, worauf sie in ihren energischen Bewegungen wenig Rücksicht nimmt. Sie steht am Herd, ihr Mann lässt die Gäste herein, begrüßt sie und sagt: »Bitte nicht in die Küche.« Eine kann er nicht daran hindern, in das Reservat einzubrechen. Sie stürmt rein, wirft einen Blick auf die kochende Gastgeberin und sagt: »Der Saum ist ja runter-

getreten. War der schlampig genäht?« Dann greift sie in ihre Handtasche, holt Nadel und Faden aus einem Hotelbriefchen, setzt sich auf die Fliesen und näht. »Und das bei einem Kleid von mir«, murmelt sie.

Weihnachten war früher für liebevolle Mütter eine pädagogische Katastrophe. Denn sie mussten ihre Kinder irgendwie dazu bringen, Geschenke für liebe Verwandte zu basteln. Für meine Mutter waren solche Zeiten die einzigen, in der sie es mit mir einfach hatte. Denn ich habe nichts lieber gemacht, als still vor mich hinzupusseln. Diese wenig geniale Gabe wurde immerhin früh entdeckt. Zur spürbaren Entlastung meiner Eltern. Zu der Entdeckung kam es, weil ich, das ewig kranke Sorgenkind, in Erholung geschickt werden sollte. Nur kosten durfte das natürlich nichts. Ob ich mal wieder wegen meines unvermeidlichen Gerstenkorns mit einer schwarzen Augenklappe rumlief, ob ich Halsentzündung hatte, nicht richtig aß oder mit der Blase was nicht stimmte: Luftveränderung hielten meine Eltern für eine hilfreiche Idee, und die nächstliegende Möglichkeit, andere Luft zu atmen, lag in Lindenberg im Allgäu, also siebzig Kilometer von uns entfernt. Dort lebte meine Tante, Vaters Schwester, und machte, was dort fast alle machten: Hüte. Für den Sommer Stroh Hüte, Florentiner oder Panama-Flechtung, für Herbst und Winter Filzhüte, Trachtenhüte, Jägerhüte. Teils hat die Tante in der Fabrik Hüte her- oder fertiggestellt, teils in Heimarbeit. Und wenn's im so genannten Heim, einer winzigen Zweizimmerwohnung, weiterging, war ich dabei. Schon mit fünf habe ich geholfen, Hutbänder einzunähen, Hutgummis zu

befestigen, auch mal eine Pappmachékirsche oder eine Blume anzuheften. Und weil das Ganze ja als Erholung galt, fand ich diese Arbeit immer erholsam. Wahrscheinlich auch deswegen, weil es keinerlei Druck gab, nur Bienenstich zur Belohnung. Da lief kein Radio, da redete niemand, wir haben nur ganz still vor uns hin genäht und gehört, wie der andere atmet. Eigentlich war die Arbeit ziemlich ungeeignet für ein Kind: Pusselkram, der keine große Wirkung hatte – jede Burg im Sandkasten macht mehr her. Mir hat es gefallen, weil ich genau sein musste und etwas zustande brachte, das nachher professionell aussah. Was bis ins Detail stimmte. Wenn ich das rückblickend betrachte, stand das eigentlich im Widerspruch zu meiner Kindlichkeit und Verspieltheit. Vielleicht war es die einzige Dimension, in der ich erwachsen sein wollte und konnte.

In der Schule war da wenig zu wollen. Meine älteren Geschwister gingen erst auf gute Internate, dann, als die zu teuer wurden und sogar schick, weil irgendwelche Promikinder dort landeten, auf das Gymnasium in Memmingen. Aber ich war zu kränklich, zu ängstlich, zu anfällig, zu anstrengend – untragbar für jedes Internat. Also ging Gabriele, das Verreckerl, weiterhin im Dorf Hawangen auf das, was damals noch Volksschule hieß. Mit vierzehn, fünfzehn noch immer klein, dünn, blass und schüchtern, tauchte ich nicht auf aus der Aura des Vertrauten und Gewohnten. Selbst wenn die Schule mich mit der Wirklichkeit konfrontierte, selbst wenn es zuhause lebhaft und sparsam zugeht, lebte ich letztlich unter einer Glasglocke. Einer Käseglocke, wäre im Fall einer Butter- und Käsemacher-Tochter wohl der bessere

Ausdruck. Während die anderen in der Klasse mit dem ersten Freund schmusten, habe ich noch immer mit Puppen gespielt. Doch es gab dramatische Fortschritte: Ich nähte die Puppenkleider mittlerweile selber. Und ich fuhr ab und zu abends mit dem Fahrrad durchs Dorf, um anderer Leute Babys zu sitzen. Puppen für Ältere, mit denen ich genauso achtsam umging wie mit meinen aus Zelluloid oder Plastik. Ob aus mir jemals etwas würde, ein eigenständiges und selbständiges Lebewesen, schien noch ziemlich fraglich zu sein, klar war nur: wenn ich irgendetwas lernen konnte und wollte, dann hatte es mit Schneidern zu tun. Die berechtigte Frage hieß allerdings: Was brachte dieses mickrige Geschöpf mit Hauptschulabschluss mit an Qualifikationen für eine Schneiderlehre?

Wie ein Leben (fast) ohne Urlaub Spaß macht

Er hat Geburtstag. Einen runden. Und sie würde ihn sei-
netwegen gerne richtig feiern, denn er liebt es zu feiern.
Das Fest wird groß geplant. Großzügig. Einen besonderen
Saal könnte man mieten, vielleicht in einem modernen
Museum. Oder ein ganzes Lokal, damit man unter sich ist.
Und vielleicht sollte man einen Flügel hinbringen lassen,
weil er doch die Klaviermusik so gern mag. Man sollte,
müsste, könnte. Aber nur, wenn man nicht von morgens 6
Uhr bis abends 23 Uhr in der Firma hängt. Mit jeder Woche
wird das Fest etwas kleiner. Zum Schluss sitzen um den
Esstisch in Nördlingen seine beiden Kinder aus erster Ehe,
die gemeinsame Tochter Clara, ihre Schwester, seine

Schwester und sechs enge Freunde. Sie steht auf für die
Festrede. »Ihr wisst ja, dass unsere Eltern in einem Punkt
rücksichtslos waren«, sagt sie. »Sie haben uns zum unmög-
lichsten Zeitpunkt geboren. Wir haben beide genau dann
Geburtstag, wenn der Stress im Mode-Business am
schlimmsten ist. Aber ich finde es schön, dass jetzt nur ihr
da seid. Da haben wir dann wenigstens von jedem was.«
Ende der Festrede.

Zwei Erlebnisse hatte ich erst als Erwachsene: wie
Champagner schmeckt und wie Urlaub geht. In meiner
Kindheit gab es beides nicht, und ich konnte mir auch
beides gar nicht vorstellen. Denn als ich meine Lehre
anfang, gab es dort wieder keins von beidem.

Der Betrieb lag mitten in Memmingen. Einem tsche-
chischen Ehepaar gehörte er, sie hat vorne die Damen-
schneiderei geschmissen, er hat sich hinten um die Ver-
schönerung der Herren gekümmert. Sie hat Kleider für
Memmingens bessere Gesellschaft angefertigt, gerne
Hochzeitskleider mit handbestickten Oberteilen, und hat
geschuftet wie ein Tier, er hatte weniger zu tun, dafür
zahlreiche Verhältnisse.

Und ich musste alles tun, auftrennen, bügeln, putzen,
räumen. Und was meine Lehrmeisterin wahrscheinlich
am meisten an mir zu schätzen wusste, war, dass ich auch
alles klaglos und bereitwillig tat. Nicht aus Ängstlichkeit –
die tschechische Chefin war eine hagere, energische, hart-
gesichtige, aber warme und gutartige Person –, nein: weil
ich von zu Hause nichts anderes kannte, als dass ein
Mensch, der arbeitet, überall hinlangt und immer. Bei
uns wurde geschafft von Sonntag bis Sonntag. Meine

Mutter hat den ganzen Haushalt und das Sozialministerium geschmissen, mein Vater das Wirtschaftsministerium: Jeden morgen um vier ging er runter in die Molkerei. Am Sonntag wurden wir um elf ins Auto gepackt, der Kofferraum wurde voll geladen mit Butter und Käse, und dann fahren wir zu Vaters Familie nach Lindenberg. Um fünf Uhr spätestens mussten wir zurück sein, denn da ging in der Molkerei die Milchabnahme los. »Den Kühen«, hat mein Vater gesagt, »kannst du nicht das Euter abdrehen.« Und wenn ein Wetterumbruch über unsere Gegend kam, dann musste er seinen Tagesplan dem Wetter anpassen. »Die Natur hat immer das letzte Wort«, hieß das dann bei ihm. Wir haben als Kinder nie erlebt, dass es feste Ferientage und Feiertage gab, dass also Nichtstun geplant worden wäre. Genauso wenig haben wir es erlebt, dass einer meiner Eltern gestöhnt oder geseufzt hätte. Der volle Einsatz rund um die Uhr, rund um die Woche, rund ums Jahr war für sie selbstverständlich – und so gesehen hatte ich die idealen Vorbilder für meinen späteren Beruf. Dieser verbrieft Anspruch auf wochenlangen Urlaub jedes Jahr erscheint mir vermessen, sogar absurd. Sicher ist er lebens-, überlebensnotwendig für jeden Menschen, der eine Arbeit tut, die ihn entkräftet, ihm keine Freude schenkt und keine Bestätigung oder die einfach zu sehr zehrt. Aber ein Beruf, der im weitesten Sinn selbständig und kreativ ist – auch ein Molkereifachmann wie mein Vater war selbständig und kreativ –, bietet, wenn er schlau betrieben wird, genügend Naherholung. Und ich habe unbewusst gelernt, dass es mehr bringt, jeden Tag auszukosten, was sich an Genüssen bot, anstatt das Genießen

aufs Wochenende, auf den Urlaub, auf den Lebensabend aufzuschieben. Der Duft von frisch geschnittenen Wiesen im Sommer war das Parfum zu meiner Schulferienarbeit: Käse wenden und mit Salzlake einreiben. Der Lohn für das mühsame Himbeerensammeln mit dem am Gürtel umgeschallten Eimer, der Trost für die zerkratzten Beine und Mutters strenge Kontrolle – sie legte immer ein feuchtes Tuch über die Schüsseln, dann kamen die Maden rausgekrochen, und es flog auf, wer zu viel wurmige dabei hatte – war der betörende Geruch der Marmeladen, die sie einkochte. Und diese schaumige rote Köstlichkeit morgens auf dem Hefezopf. Jeder Tag bestand für uns so gesehen aus Arbeit und Urlaub, aus dem Normalen und dem Besonderen, aus dem Anstrengenden und dem Angenehmen. Und mit dieser Einstellung war ich relativ gut gewappnet für das, was ich heute mache, denn eine Frau, die mit einem 40-Stunden-Plan im Kopf ins Modegeschäft einsteigt, kann dort nicht einmal Sekretärin oder Buchhalterin werden. Kinder kennen keine Uhr, keine Zeit. Und nachdem jeder künstlerische Mensch sich die Kindlichkeit erhalten hat – sonst wäre er etwas Vernünftiges geworden –, kennt dort auch keiner Tarife, zeitliche Limits und Stechuhren. Und so sehr es den ganzen Körper strapaziert, vor Kollektionsübergaben oder Schauen Nächte durchzuschlafen, so sehr erregt es auch, sich verlieren zu können in dem, was zu tun ist. Alles um sich her zu vergessen. Es ist eine Droge, die derart viel Einsatz kostet, dass sie niemals zur Massendroge werden wird.

Für mich jedenfalls war von Kind auf das, was in meiner Heimat ›hinlangen‹ heißt, anders gesagt: das tun,

was anfällt und drängt – selbstverständlich. Und vermutlich ist es kein Zufall, dass ich mit Dialektsprache groß wurde, in der »schaffen« nicht «Unsterbliches schaffen« heißt, sondern schlicht schufteten.

Die tschechische Lehrmeisterin wusste wahrscheinlich nicht einmal, dass der Tag bei ihr für mich die Erholung vom Programm des Abends vorher war, denn nach Trennen, Säumen, Putzen und Räumen ging ich in die Memminger Abendschule, um meine Mittlere Reife nachzuholen. Es gibt keine bessere Methode, eine anstrengende Arbeit als angenehm zu empfinden als die: einfach eine noch weniger gemochte nebenher laufen zu lassen. Und schon freut man sich auf die andere. Allein das zu lernen, bedeutete für mich das Ende der Kindheit. Das Ende jener Zeit, in der ich einfach meinetwegen geliebt wurde. Und in der das Wort Selbstüberwindung nicht vorkam.

DAS KREATIVE ZWEIFELN

Es ist wieder so weit: Die Schau in Mailand muss vorbereitet werden. Welche Stylistin? Welcher Ort? Welche Musik? Welche Models? Wer soll das Licht machen, wer die Inszenierung und wer das Make-up? Rechner, Telefone, Computer, Köpfe laufen heiß. Da kommt sie in sein Büro. »Ich mach diesmal keine Schau.«, erklärt sie. Er schluckt.

»Was? Keine Schau? Bist du verrückt?«

«Nein, ich brauch' eine Pause.»

»Und was sagen die in Mailand?«

»Das ist mir egal.«

»Aber was soll das bringen – eine Saison kommentarlos auszusetzen?«

»Abstand, damit man das eigene Zeug wieder besser sieht. Ich bezweifle, dass man gut bleibt, wenn man jedes Jahr das Gleiche macht.«

»Und was machen wir stattdessen?«

«Irgendwas, wo man endlich mal keine Mode sieht.»

Die Schauen starten. Ohne Strenesse. In einer U-Bahn-hof-Baustelle mitten in Mailand gibt es Kunst zu sehen – Thema: die fünf Sinne. Und ein paar Haikus, kurze poetische Texte. Die Modejournalisten atmen auf. In der ganzen Hetze von Laufsteg zu Laufsteg eine Oase. Wie erholsam. Wer war da so freundlich?

Es gibt Leute, die nie an sich zweifeln. Die sind bemitleidenswert. Aber es gibt Leute, bei denen hören die